

Die Heiraths-Candidaten.

Eine tragikomische Geschichte von H. Richter.

„Wie — was — Du — Du?“ Dem Herrn Badermeister Breitenberg schienen thätlich vor Erkaunen die Worte in der Munde stehen zu bleiben. Er mußte sich damit begnügen, einige Male mit der Faust derb auf den Tisch zu schlagen, während er mit weitgeöffneten Augen seinen vor ihm stehenden einzigen Sprohling Otto vom Kopf bis zu den Füßen musterte, als sähe er ihn heute überhaut zum ersten Male.

„Ja wohl, Vater, ich — ich will!“ antwortete dieser Otto mit einem sehr verzogenen Lächeln.

„Ja das — die Möglichkeit! Der Junge ist nun eingekauft worden.“

„Der zwölf Jahre, lieber Vater.“ Diesen Einwand beachtete Meister Breitenberg gar nicht. Er schüttelte den Kopf und brachte aus der Tiefe seiner gewaltigen Brust einen dröhnenden Seufzer hervor.

„Was soll denn nu aus mir werden, Otto?“

„Du bleibst natürlich bei uns und sollst Deine Freude haben an unserer neuen gemütlichen Häuslichkeit. Es geht ja wirklich nicht länger mit diesen Haushälterinnen, Vater. Die Christinen sind dünn, unreinlich oder sonst irgend was, und die Brauchbaren fehlen wie die Raben. Auch das Geschäft verlangt nach einer Meisterin. Kurzum, ich werde heirathen.“

„Und das sagst Du so als wie: ich lauf mir 'nen neuen Sommeranzug, Junge, Otto, Mensch, das Heirathen ist 'ne Sache, wo man eilig einsteigen kann. Da thut mir doch Dein junges Leben leid. Sieh Dich man ordentlich vor und frag' mich erst um Rath, bevor Du zugreiffst.“

Otto jubelte die Achseln. „Ich habe schon zugereiffen, lieber Vater. Es fehlt uns nur noch Deine Einwilligung, um die ich Dich hiermit herzlich bitte.“

„Sobiel konnte ich mir eigentlich an die fünf Finger abthun. Der Mensch denkt nie an Heirathen, ehe er sich 'ne Braut hat. Alte Sacke! Wer ist es denn?“

„Niessen Veder!“

Ein wenig jährend brachte Otto den Namen hervor, und was er bestreitet, geschah. Papa Breitenberg sprang wie von einer Feder geschwellt empor und rief: „Die Niessen? Die Niessen? Die alle Veder? Ne, Junge, meinnetwegen die Tochter von 'nem Müllkutscher, bloß die nicht. Die Alte hat mir so viel gebranntes Heizeleid angethan, daß ich lieber sterben will, als mit ihr verwandt werden. Nicht in alle Hände!“

„Aber Niessen gefällt mir nun einmal so, daß ich keine andere haben mag.“

„Das giebt sich mit der Zeit! Sei geschick, Junge. Suche Dir sonst irgend eine aus.“

„Nein, dann heirathe ich überhaupt nicht, und Du laßst sehen, wie Du wieder mit Deinen Haushälterinnen fertig wirst.“ erklärte Otto. „Ich bleibe Niessen treu. Die Tante ist ohnehin sehr häßlich und lieblos gegen sie.“

Damit war die Sache vorläufig abgethan.

Meister Breitenberg war, wie man so sagt, eine Seele von einem Menschen, und auf der Welt gab es wohl nur ein Wesen, gegen welches er einen unerschütterlichen Groll hegte. Leider war dies eben gerade Niessens Tante und Pflegermutter. Als der jetzt wohlhabende Meister noch ein armer Geselle gewesen, hatte er eine innige Liebe zu dem hübschen Meisterstüchlerchen empfunden, welche dieselbe auch zu erwidern schien, bis sich ein anderer Bewerber fand, der reiche Goldhändler Veder. Da verlegnete sie den Geliebten, ließ ihn mit harten, bösen Worten von sich, nannte ihn einen Narren, daß er habe glauben können, sie werde ihn, den Habicht, zum Gatten wählen.

Breitenberg wurde trotz dieser bitteren Enttäuschung später noch glücklicher Gatte und überdies ein wohlhabender Mann, doch nie schmand seine Feindseligkeit gegen Frau Veder, zumal sie gelegentlich noch jetzt ihre scharfe Zunge gern an ihm übte. Darum legte er auch dem Heirathsprojekt seines Sohnes den entschiedensten Widerstand entgegen, so gern er mit jedem anderen wohl einherhanden gewesen wäre, denn seit dem vor einigen Jahren erfolgten Tode seiner Gattin gab es wirklich keine rechte Behaglichkeit mehr im Hause. Die Frau schickte und nicht minder dem Geschäft die Meisterin.

Mit den Wirtschaftserinnen war es rein nicht mehr zum Aushalten. Sie schienen täglich nicht nur an Alter, sondern auch an Dummheit, Unerschämtheit und der Reizung zu Schmutzgrößen zuzunehmen.

Seit sich Meister Breitenberg erst mit dem Gedanken an eine neue Hausfrau trug, kam ihm dieses jegige Leben immer unerträglicher vor. Aber Otto blieb gegen jedes Jureden taub.

„Niessen Veder oder keine!“ beharrte er, und durch den doppelten Jörn über diesen Trug und seine jegige schändliche Wirtschaftlerin gelangte Meister Breitenberg in einer schlaflosen Nacht zu einem wahrhaft großen Entschluß.

Eine Frau mußte ins Haus — sobiel Hand fehl. Man über dieser trophische Otto selbst wollte, so — hand es zu ihm selber frei, noch einmal zu heirathen.

Alle Wetter ja, warum war er dort nicht früher gekommen!

Er war doch erst ein angehender Fünftiger, gesund und stark wie ein Bär, sogar von „angenehmem Meuschen“ wie er vor dem Heilerpiegel in der guten Stube konstatierte, dabei im Besitze eines einträglichen Geschäftes, von dem Vertrauen hoher Behörden und werther Mitbürger mit verschiedenen Ehrenämtern begabt — mein Liebes, was willst Du noch mehr!

Otto durfte natürlich nichts davon erfahren. Ebenso sah Meister Breitenberg ein, daß ein Mann in seinen Jahren nicht mehr auf die Freize geht wie ein Jüngling. Er wollte mehr den Versuch sprechen lassen als das Herz.

Nachdem er in seiner Betanntschaft nicht Geignetes entdeckte, versiel er auf den bekannten nicht mehr ungewöhnlichen Weg. Schon in der nächsten Nummer des Lokal-Anzeigers, welchem er auch in diesem Falle treu blieb, las er sein nach dem bekannten Muster abgefaßtes Inserat: „Badermeister in den besten Jahren, gut situiert, Wittwer mit einem erbdahigen Sohne, sucht, da es ihm an geeigneter Damenbetanntschaft fehlt u. s. w.“

Natürlich hatte er das Inserat durch Vermittelung eines Annoncenbureaus aufgeben lassen und empfing auf gleichem Wege die einlaufenden Briefe. Himmel, welch eine Fluth von parfumirtem Papier stürzte auf ihn herab. Diese ihm angetragene Liebe hätte hingereicht, ein ganzes Regiment Grenadiere zu beglücken. Und was für Tugenden und Vorzüge wurden ihm da aufgezählt!

„Ihm schwindelte! Und doch war unter all' diesem Wust nur ein einziger Brief, der ihn einigermaßen ansprach. Derselbe lautete:

„Gehreter Herr!

Ich bin Wittwe, Tochter eines Badermeisters, kinderlos, im Besitze eines Vermögens, das mir sicher angelegt jährlich neunhundert Thaler bringt, in den vierziger Jahren und, wie man mir versichert, häuslich, sanft, gutmüthig, bescheiden und so hübsch, als man es von einer wohl konfessionierten Frau in diesem Alter verlangen kann.“

Wünschen Sie daraufhin meine Betanntschaft zu machen, so stellen Sie sich, bitte, nächsten Sonntag vier Uhr an der Löwengruppe im Thiergarten ein. Erkennungszeichen beiderseitig: eine Tuberose im Knopfloch. Diskretion Ehrenhalber.

Hochachtungsvoll N. N.

Das war kurz, klar, verständig — ganz wie es Meister Breitenberg liebte. Der nächste Sonntagmorgen sah ihn im Thiergarten. Er hatte sich außerordentlich nobel gemacht: dunkles Jacket und helle weiße Beinkleider, Gilet, modische Leberzieher, in dessen Knopfloch die weiße Tuberose prangte.

Stattlich aufgerichtet, wenn auch gewaltig klopferndes Herz, schritt er von Brandenburger Thor aus die bekannte schräge Allee entlang. Der schöne Sonntag hatte Tausende in den herrlichen Park gelockt, und erst dicht unter dem Denkmal konnte Meister Breitenberg eine Tuberose an dem sehr umfangreichen Büschen einer fein gelleideten Dame entdecken.

Sie stand ein wenig abgewendet, in wartender Haltung... natürlich war sie es, die Wittve mit den neunhundert Thalern Jinsen.

Die Hand am Gylinder, trat er an sie heran. Da drehte sie sich um, und nun durchrief sie es den guten Breitenberg, als werde er mitten im warmen Sommermorgen mit einer Fluth eisigkalten Wassers übergossen. Diese sanfte, gutmüthige, bescheidene Heirathslustige war ja die Vederin, seine verlorfene erste Liebe, seine einzige Freundin, die gütigste Junge, welche er je kennen gelernt hatte.

„Herr Breitenberg — Sie also sind es!“ rief sie ihm schmachend entgegen.

Das brachte ihn zur Besinnung. Er schleuderte die vermisste Tuberose von sich und rannte in den nächsten Querweg davon, rücksichtslos mit den Füßen sich Bahn schaffend, während es noch immer hinter ihm drein rief: „Der Breitenberg — Meister, Meister — Robert, liebes Robertchen!“

Altbekannt riefte er sich endlich in eine Logameter-Droschke.

An demselben Abend hat er seinen Sohn: „Otto, dieses Leben ist nicht mehr auszuhalten. Such' Dir eine Frau!“

„Habe ich schon gefunden.“ lautete die lateinische Antwort.

„Das ist ja reizend! Wer ist sie? Wie heißt sie denn?“

„Niessen Veder!“

„Niemand!“ schrie Meister Breitenberg während.

„Na, dann überhaupt nicht!“ sagte Otto ruhig, und dabei blieb er wie vordem.

Wollte der Meister eine andere Frau als Niessen Veder im Hause haben, so mußte er wiederum selbst auf die Suche gehen.

Der Weg des Interims war ihm natürlich grübelnd verleidet. Ebenso wenig mochte er einen Bekannten zu Rathe ziehen. Er suchte auf eigene Faust und gerieth dabei an einen Agenten, welcher auch Heirathsparthien in den besten Stunden vermittelte. Dieser Herr Schulze nahm ihm zwar sofort fünfzig Mark Einreisegebühr und noch weitere zwanzig als Entschädigung für angestrebte Heirathen ab, dafür mußte er aber Breitenbergs geheimste

Wünsche in Bezug auf seine Zukünftige zu errathen und verschwor sich hoch und theuer, mindestens ein Duzend Damen mit allen erforderlichen und noch eilichen angenehmen Eigenschaften auf Lager zu haben.

Außerdem zeichnete er sich durch eine unbestehbare Diskretion aus. Er nannte nie Namen.

Eines Abends erhielt Breitenberg einen Korbpostbrief von ihm mit dem Inhalt:

„Kommen Sie sofort zu mir. Eine Dame erwartet Sie hier. Hochseine Belegenheit!“

Mit vorzüglicher Hochachtung A. Schulze.“

Da sich Otto im Geschäft befand, konnte Breitenberg abkommen. Wieder legte er seinen eleganten Anzug an, obwohl derselbe eine sehr unangenehme Erinnerung an das unglückliche Stelldichein im Thiergarten in ihm erweckte. Dann nahm er eine Droschke erster Güte. Für diesen Weg dachte ihm die Pferdebahn zu gewöhnlich.

Der Schulze empfing ihn mit einem königlichen Lächeln.

„Hochseiner, verehrtester Herr Breitenberg!“ versicherte er lächelnd. „Es hat mich unendlich Mühe gekostet, diese den besten Kreisen angehörige, sehr wohlhabende Dame zu einem Rendezvous zu bewegen. Indessen, für meine werthen Klienten thue ich das Liebermögliche. Natürlich habe ich einige Kopfen und Anzeigen gehabt — ein paar Blumen, ein Glaschen Malaga, Benutzung meines Salons — spielt doch keine Rolle, Herr Breitenberg, bei gut Dreißigtausend — und noch zum Ansehen, auf Ehre! Wenn ich also ergebenst bitten dürfte — vierzig Mark!“

„Ein bißchen viel.“, sagte Breitenberg, zahlte aber.

„Danke ganz ergebenst. Bin überzeugt, daß Sie mit mir zufrieden sein werden.“, lächelte Herr Schulze und öffnete die Thür zu seinem „Salon“, wie er das mit schäbiger Eleganz ausgestattete zweifelhafte Zimmer zu nennen pflegte.

Verlegen trat Breitenberg über die Schwelle. Fast wäre er sogleich über den Teppich gestolpert, der ungeschickterweise bis dicht an die Thür herangezogen war. Eine kräftige Hand stützte ihn.

„Danke.“, sagte er.

„Bitte!“ erwiderte eine seltene Frauenstimme, und wie Breitenberg nun recht aufschaute, blickte er abermals in das breit auseinander gegangene Antlitz der vermittelnden Frau Veder, welches ihm holdselig anlächelte.

„Sehen Sie, mein theurer Robert,“ hauchte sie mit schmachender Stimme; „wie find doch einmal dem Schicksal für einander bestimmt.“

Der theure Robert hätte vor Wuth sich erdroffeln und selber plagen mögen.

„Unfinn!“ knirschte er, indem er sich zum Rückzuge anschickte, aber als geschickte Strategie hatte sie ihm denselben von vornherein abgeknippt, indem sie an der einzigen Thür stehen geblieben war. „Ich will ja gar nicht heirathen.“

„Sie nicht — wer denn sonst?“

Vergeblich sann er nach dem Namen eines Bekannten, den er als Sündenbock vorschreiben könnte. Dann plägte er in heller Verzweiflung heraus: „Mein Sohn.“

„Ihr Sohn, ach, wie nett!“

„Ja, und zwar Ihre Niessen Niessen.“

Frau Veder schien nicht abgeneigt, dieses Näherkommen sofort handgreiflich zu demonstrieren. Da sie jedoch hierbei die Thür verließ, benutzte Meister Breitenberg die Gelegenheit, zu entweichen, und rief nur noch: „Ich werde ihn sofort zu Ihnen schicken, damit er sich Jorden wegen persönlich holt.“

Fort war er.

Dahin angelangt, sagte er seinen Sohn an den Schultern und fragte: „Willst Du noch immer Niessen Veder heirathen?“

„Keine Andere, Vater!“

„Dann gehe und laufe die Ringe, aber ein Versprechen gib mir: Sobald Ihr Verheirathet bist, betritt Frau Veder unser Haus nicht mehr, sonst!“

Den Nachschob: Nicht heirathet sie mich schließlich doch noch! versicherte er. Es brauchte Niemand zu wissen, daß er noch einmal seinem Sohne Konturrenz als Heirathskandidat gemacht hatte.

Der feine Kunde.

Ein Erlebnis von H. V. Eggert.

„Ob ich einmal in meinem Leben gepredigt worden bin?“ fragte Bouillion, einer der ersten und bedeutendsten Juweliers von London, so ja, und zwar recht gründlich. Wenn Sie wollen, werde ich Ihnen den ganzen Schwindel erzählen, dessen Opfer ich geworden bin.“

„Eines Tages — es war im August — waren alle meine Kommis ausgegangen und ich befand mich allein im Laden. Das Geschäft ging rau und wenn ich so in die leeren Straßen hinausschaute, dachte ich mir, ich hätte ebenso gut schlafen und zum Kennen fahren können.“

Plötzlich wurde die Thür aufgerissen und ich sah aus meinen Träumen empor. Ich blickte auf und sah mich einem eleganten Herrn gegenüber. Seine Kleidung deutete auf den Aristokraten und ich sah sofort, daß ich es mit einem echten Gentleman zu thun hatte. Er mochte auf mich den Eindruck eines Parlamentsmitgliedes, Milord's oder höheren Beamten, und ich verneigte mich

bis zur Erde, als er die Worte an mich richtete:

„Sie sind mir von den Herren Brant, Blantley und Blant lebhaft empfohlen worden; man hat bei mir gesagt, Sie hätten das größte Lager von Diamanten in ganz London.“

„Ich darf wohl behaupten, daß kein Haus in ganz England eine größere Auswahl bietet.“, erwiderte ich.

„Schön! meine Tochter ist aus der Provinz hierhergekommen und wird sich in einigen Wochen verheirathen. Da nun meine Tochter noch verschiedene Schmuckstücke zu besitzen wünscht, so möchte ich meinen Bedarf jetzt bei Ihnen decken. Zeigen Sie mir also, was Sie haben.“

Ich brachte mein ganzes Lager zum Vorschein, und obwohl er sie alle in die Hand nahm und sorgsam betrachtete, so bemerkte ich doch keine jener verdächtigen Bewegungen an ihm, aus denen wir Juweliers erkennen, daß wir es mit einem verdächtigen Subjekt zu thun haben.

Schließlich traf er seine Wahl, ein Paar Ohringe 60 Lst., ein Armband 100 Lst., eine Broche 40 Lst., einen Ring 25 Lst. und eine Diamantnadel 20 Lst. Es waren alles Diamanten vom reinsten Wasser im Gesammtwerthe von 245 Lst., ein hübsches Geschäft für die saison morte.

Während ich die Sachen einpackte, zahlte der Herr den Inhalt seiner Brieftasche durch, und als ich ihm das werthvolle Bündchen und die Nota überreichte, händigte er mir einige Banknoten ein. Es waren im Ganzen 240 Pfund Sterling.

Während er die Brieftasche wieder in die Kocktasche zurückschickte, zog er eine kleine Börse heraus, um das Kleingeld zu bezahlen. Doch nachdem er in allen Taschen gesucht, fand er nur noch ein Goldstück.

Während dieser Zeit bemerkte ich ein schlecht gelleideten, unterfesten Mann, der an meiner Ledertür auf- und abging. Schließlich kam er näher und sah durchs Fenster, dann öffnete er die Thür, ging auf meinen Kunden, der ihm den Rücken drehte, zu, und packte ihn an der Schulter.

„Heda, Dida, machen Sie noch immer die alten Streiche?“

Der feine Herr drehte sich um und schien sprachlos vor Schreck zu sein; was mich anbetraf, so war ich während geworden und fragte erregt:

„Was soll das heißen? Sie kommen in meinen Laden und beleidigen meinen Kunden? Was soll das heißen? Wer sind Sie, mein Herr?“

„Kunde, haha! Hat wohl bei Ihnen geklaut? Das ist ein netter Kunde! Und was mich betrifft, und was ich will, so ist hier meine Karte! Daraus werden Sie wohl das Richtige erkennen.“

„Ich verlange Ihre Karte nicht, mein Herr. Dieser Herr hier hat meine Waaren geklaut und auch bezahlt — hören Sie wohl, hehah!“ Dabei bildete ich aber doch auf die Karte und las darauf die Bezeichnung Detective; doch noch immer wollte ich nicht glauben.

„Was kümmert's mich, ob Sie Detective sind oder nicht? Sie dürfen den Herrn in meinem Laden nicht beleidigen, sonst rufe ich einen Policeman.“

„Kufen Sie drei, wenn Sie wollen, sagte der Eindringling, und schloß sich an den feinen Herrn wendend, hinzu: „Dida, wollen Sie ruhig mitgehen oder nicht?“ Denken Sie sich mein Erkaunen, als der feine Herr plötzlich sagte:

„Sie haben mich richtig wieder erwischt, hol's der Kuck!“

„Sie sehen, mein Herr,“ fuhr der Andere, sich entschuldigend, zu mir wendend, fort, „der Mann hier ist der sogenannte Diamanten-Robert, der schlaueste Dieb in dem Genre. Ich kenne seinen Trick, sah ihn hier hineingehen und dachte mir gleich, daß er nichts Gutes im Schilde führt. Was er bezahlt hat, hat er eben anderswo gestohlen; denn wir suchen ihn wegen noch einiger anderer Scherze.“

Ich war so bestürzt, daß ich vor Erkaunen noch immer nicht zu mir kommen konnte.

„So!“ fuhr der Detective fort, „jezt zeigen Sie mir doch einmal das Geld, das er Ihnen gegeben hat.“

Ich händigte es ihm lebend vor Aufregung ein, und er sprach weiter:

„Das werde ich jetzt in Verwahrung nehmen, bis wir auf der Wache sind, und ebenso das da, damit Sie es auch wirklich wieder bekommen.“

Mit diesen Worten nahm er dem Spuhuden Geld und Jewelen ab und steckte sie in seine eigene Tasche.

Mein feiner Kunde war ganz niedergedrückt, sprach kein Wort und ich mußte sie natürlich nach der Polizeiwache begleiten. Ich ließ von meinem Hausdiener eine Droschke holen, und wir flogen ein. Nach kurzer Zeit kamen wir vor der Polizeistation an. Die Jellen lagen zu ebener Erde, während sich das Bureau im ersten Stock befand.

Der Wagen hielt. Nach den Anordnungen des Detective stieg ich aus und ging in das Bureau, wo ich warten sollte, bis er den Dieb einem Beamten übergeben. Als ich die Thür des Bureaus öffnete, hörte ich, wie der Wagen fortfuhr.

Ich wartete 5, 10, 15 Minuten in dem leeren Bureau, dann verlor ich die Geduld und ging in das Zimmer des Inspektors, den ich in heftigem Tone nach dem Detective fragte.

Der Inspektor hatte mich verwundert an, und ich erklärte ihm den Vorfall.

Der Inspektor lächelte, dann wurde er wieder ernst und sagte:

„Mein Herr, Sie sind das Opfer eines äußerst schlaun Schwindels geworden. Der Dieb und der Detective waren Compizen, und Ihr Geld und Ihre Diamanten sind — fürchte ich — für immer verloren. Es thut mir sehr leid, und ich will Ihnen helfen, so weit ich kann, doch wird es sehr schwierig sein, die Diebe zu fangen; denn wir haben ja nicht den geringsten Anhalt.“

Die Diebe wurden thätlich nicht gefast, und ich sah mein Geld und meine Diamanten nie wieder.

Wie es in einer deutschen Stadt im fünfzehnten Jahrhundert herging.

Die Häuser und Straßen einer Stadt sahen um das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ganz anders aus als heutzutage. Die Häuser hatten noch keine Glas-, sondern Hornfenster, erst später belamen sie Glasfenster, die aber klein und trüb waren. In den Gassen gab es noch kein schönes, ebenes Pflaster; hier war ein Loch und da war ein Loch, man warf den Koth auf die Straße, und Niemand trug ihn weg, so daß immer hohe Berge überreichenden Zeugens dalagen. Die Straßen waren eng, und die Häuser standen meist in nicht geraden Reihen, sondern eins vor dem andern her, weil jeder aus seinem Fenster weiter sehen wollte als sein Nachbar. Frühmorgens, wenn bei uns erst die Vögel fingen, läuteten bei unsen Vorfahren schon die Glocken; dann öffnete man die Thore der Stadt und das Vieh wurde hinaus auf die Weide getrieben. Nun fing es auch an, unten vor den Häusern lebendig zu werden. Da waren bedeckte Gänge, Lauben genannt, in denen saßen die Verkäufer von allerlei Waaren, weil sie dort vor Regen, Sonne und Wind geschützt waren, und dorthin drängten sich die Käufer von früh an. Die Geldwechsler hatten Tische auf die Straße gestellt, an denen sie den Reisenden oder fremden Kaufleuten ihre fremden Münzen umwandelten.

Plötzlich entfiel ein gewaltiger Lärm. Was ist das? Alles drängt sich, um es zu erfahren. Da wird ein Mann unter Loben und Schreien an's Wasser geschleppt und dort untergetaucht; die Leute aber, die das thun, sagen: „Den haben wir geschuppt, er ist ein Bäder, er wollte uns betrügen, indem er uns schlechtes, kleines Brot verkaufte; das soll ihm übel bekommen; jezt mag er sich trocken!“

Ein andermal klingelt es Straße auf, Straße ab; was ist denn das schon wieder? Es ist der Badewirth. „Das Wasser ist heiß,“ ruft er, „kommt und badet, das Baden ist gesund; das Wasser ist heiß, drum badet geschwind!“ Der Gastwirth ruft seinen Weind aus, der Pastetenbäcker seine Pasteten, sie klingeln auch dazu, und jeder lobt seine Waaren, indem er sie laut als die beste und allerbeste auschreit.

„Blay da!“ rufen auf einmal mehr als zwanzig Stimmen. „Blay da, hier sollen Sachen ohne Lohf gelocht werden.“ Ein ganzer Stoß Waaren wird in der Straße aufgethürmt und verbrannt. Es sind schlechte, gefälschte Waaren; man nahm sie dem Kaufmanne weg und trakt ihn für seine Betrügerei, indem man sie verbrennt; zum Spott nennt man aber das: „Die Sachen ohne Lohf lochen.“

Dort wieder kann man sehen, wie auf einer großen Wage Waaren gewogen werden. Sie kommen weither über die See und gehören den Großhändlern. Jezt werden sie den Aufsehern geküßt, ob ihr Gewicht richtig, ihr Inhalt gut und unverfälscht ist. Erst nachdem dies geschähen, dürfen die Eigenthümer sie auf ihre Speicher bringen lassen. Diese Speicher sind große Räume, oben unter dem spizen Dache des Hauses, und weil es zu mühsam wäre, die schweren Balken hinaufzutragen, so werden sie an starken Striden, die in mächtigen Eisen haben befestigt sind, hinaufgezogen.

Das war aber noch nicht Alles, was auf den Straßen vorging. Da waren Hauslender und Nothleidende, welche laut um Almosen schrien, fahrende Schläger, die vor den Thüren sangen, Affenführer mit abgerichteten Affen, welche vor jauchenden Kindern ihre Sprünge machten. Dabei gab's ein Drängen und Treiben in den Läden der Kleinrämer unter den Lauben und bei den Wechslern an den Tischen.

Wagen konnte man nur, um Reifen darin zu machen; in der Stadt aber ritten vornehme Herren und Damen oft mit einem zahlreichen Gefolge von Dienern und bewaffneten Leuten durch die engen Straßen und verursachten nicht selten Störungen im Verkehre. Die Männer trugen damals farbige, eng anliegende Kleider, und Schuhe mit langen Schnäbeln, auch hatten sie stets Waffen bei sich; es entfiand gar oft Schlägerei, ja nicht selten Mord und Todtschlag in den Gassen.

Die Deutschen hatten keine Straßenlaternen, und das geschah Nachts im Dunkeln gar mancher Unfug. Um das zu verhüten, zog die sogenannte Scharwache mit Fackeln und Waffen durch die Stadt; an den Eckhäusern der Straßen waren eiserne Haken und Flammen angebracht, in die man Wachsfadeln steckte, und dem ehrbaren Bürger war es befohlen, sie ohne Handlatterne anzuzünden. Ferner gehörte es zur guten Sitte, beim Klinge der Abendglocke nach Hause zu eilen. Diese wurde bei einbrechender Dunkelheit gelautet. Was es democh Ruhebringer und Nachtschwär-

mer, die umherzieh'n und Müßel machen wollten, so wurde ihnen übel mitgespielt. Die Scharwache lam und bestrafte sie.

Mein Schah.

Mein Schah hat blaue Augen, Hat einen süßen Mund, Ein allerliebsteß Naschen Und Wangen frisch und rund.

Mein Schah hat gold'ge Haare Und zierliche Gestalt, Ein jugendlein Gemüthe Und achtzehn Jahre bald.

Mein Schah hat prächt'ge Kleider, Darin sie mir gefällt, Sie hat viel reich Geschmeide Und hat auch Gut und Geld.

Doch hat mein Schah noch eines — Das sei mit Stolz genannt — So höret denn und haunet: Mein Schah hat auch — Verstand.

Abgefäht.

Lieutenant: „Sie haben gar keine Passionen, gnädiges Fräulein?“ O gewiß, ich schwärme z. B. sehr für zweierlei Luch!“ „Ach, tolosal schmeichelhaft!“ „Nun ja, für Sammet und Seide!“

Rezept gegen häuslichen Swinn.

Zum Zank und Streit gehören zwei; Schweigt eins, so ist es gleich vorbei. Drum, wer den lieben Frieden will, Der sei zuerst sein müthschenfüßil. Willst Du jedoch das Schweigen brechen Und Deinem Partner widersprechen, So laß erst eine Viertelstunde Jezn Tropfen Wasser in dem Munde. Dann sag', was Du zu sagen hast, Mit großer Ruh', ohn' alle Hast. Dies Mittel hat sich stets bewährt, So wie es die Erfahrung lehrt.

Auch eine Schwärmerin.

Keltisches Fräulein: „Wie ist Ihr werther Name, wenn ich fragen darf?“ Herr: „Huber.“ Fräulein: „Hübischer Name das! So möcht' ich auch heißen!“

Schwäbisch.

(Vor dem Theater.) Frau: „Wo geht Du hin?“ Mann: „Ha, wo werd' i' denn hingebel! ... In's Theater!“ Frau: „Wann geht es denn an?“ Mann: „Ha, wann wird' i' denn angebel!“ Frau: „Wann kommst Du nachher heim?“ Mann: „Ha, wann werd' i' denn heimkomme!“ Frau: „Wdieu, erhalt' Dich nicht!“ Mann: „Ha — wie werd' i' mi' denn verkalte!“

Uebersächsisch.

A.: „Deine Verlobung ist also zurüdgegangen, Du hast Doch Deine Braut früher so hoch geschätzt.“ B.: „Leider zu hoch, zu hoch!“

Stoßfänger eines Ehemannes.

„So unglücklich vertheilt ist es auf der Welt: Ich habe den Geist und meine Frau das Mundwort; ich kann nie recht sagen, was ich weiß, und meine Frau weiß nie recht, was sie sagt.“

Unter Gaunern.

„Wie, Du willst heirathen; weißt Du auch, was es heißt, für zwei sorgen zu müssen?“ „Na, dann muß man einfach etwas mehr ... flehen!“

Bei allen Dreien nichts.

Gerichtsbediensteter (ein Zimmer betretend, das drei Studenten zusammen bemohnen): „Ich habe Herrn Bummel auszufinden, wo find dessen Sachen?“ Alle drei: „Witte, greifen Sie nur zu, so genau kommt's bei uns nicht darauf an!“

Ein jedes Thierchen...

A.: „Wozu hast Du nur Deinen Abreißkalender hängen, wenn er doch nie das richtige Datum zeigt! Heute ist nun schon Sonnabend und dort hängt immer noch der Donnerstag.“ B.: „Ich bitte Dich, Mensch, gönne mir doch das Vergnügen! Sieh nur, so bilde ich mir immer ein, es wäre erst Donnerstag; und denke Dir nur die Freude, wenn ich morgen aufstehe und finde, daß es Sonntag ist!“

Modern.

Frau (zum eintretenden Dienstmädchen): „Kanni, das sage ich Ihnen gleich, es darf mir nicht vorkommen, daß Sie Kleider von demselben Stoff wie ich tragen!“

Dienstmädchen: „Ach, gnädige Frau, find Sie unbesorgt, so gewöhnliche Stoffe trage ich nicht!“

Gefast.

Kadler (der mit dem Kade vor seiner Angebeten hinfallt): „Theuerste Alma, auf den Flügeln der Liebe fliege ich — Ihnen zu Füßen.“

Deplazirte Redensart.

Gefängniß-Inspektor: „No, Müller, Sie auch schon wieder da?“ „Ich bin so frei, Herr Inspektor.“

Servitut.

Dienstmädchen: „Herr Professor, kommen Sie nur schnell, der Paul hat eine Feder verflußt!“ Professor: „Nacht nichts, ich habe noch eine volle Schachtel davon!“